Die Perlentasche

Autor(en): **Amberger, Olga**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **19 (1915)**

PDF erstellt am: **27.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-574407

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die Perlentasche.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Novelle von Olga Amberger, Zürich.

An einem Sommerabend fand man im ältesten Stadtviertel einen armen sterbenskranken Gesellen verlassen in seiner Dachkammer, als er zum letzten Mal die Glieder ausstreckte, während sein Deckbett hastig erbebte unter seinen zerfetzten Atemzügen. Es war ein fremder junger Bursche, ein Zeitungsausträger, und er hatte ein zartes Gesicht mit ganz blauen Augen darin und einem Schopf von blonden Haaren über der wachsweißen Stirne. Er starb vor Tagesanbruch rasch und einsam nach einem schlimmen Fieber, leicht wie ein abfallendes Blatt. Nur ein blau eingebundenes Heft, das in eine gestickte Perlentasche eingenäht war, blieb wie eine Immergrünblume zurück unter seinem Kopfkissen. Im Morgendämmer zeigte es sich, daß dieser Band, worin sich ein niedergeschriebener Lebensabriß des blonden Toten verbarg, das geistige Vermächtnis seines kleinen unfertigen Daseins bedeutete. Er hieß Peter Notz; und das ist nun seine Geschichte, so schlicht und sehnsüchtig, so verträumt und wunderlich, wie das blaue Heft sie bloßgelegt hat:

... Ich nehme nur einen traurigen Fetzen hervor aus meinem Leben, den bitteren Bissen, der zugleich der letzte und dennoch der süßeste war. Es reizt mich, noch einmal in den blanken roten Apfel zu beißen just neben der Stelle, wo der Wurm gehockt hat. Ich habe alles sonst über Bord geworfen, bloß diesen einen herben Brocken schlucke ich jetzt wieder wie damals, als die schöne liebe Not anging und mich schier umschlug, als ich in dieser großmäuligen Stadt landete und jedes Mal, wenn die Jahreszeit wechselte, meinte, daß ich nun irgend ein außerordentliches Ding erleben müsse, worauf ich mich freute seit meinen Bubentagen. Ich hatte als kleiner Bub meine heißen Zappelfinger in die Hand meiner Mutter gelegt; sie war mit mir ins Freie gegangen, vor das Städtchen hinaus. Wir ruhten auf einer neuen rohen Holzbank, die nach Harz duftete, und vor uns lachte der See. Ich glaubte, wir würden stille auf jemand warten, der mit dem Dampfschiff ankäme, der uns etwas mitbrächte aus der Ferne. Aber das Schiff erschien und verblich langsam. Dann sagte meine Mutter:

„Wenn du alt genug bist, schreibst du mir ein Buch darüber, wie ein Herz bangen und zehren muß und Sehnsucht haben, gelt, Peter? Dein Vater bindet wohl hundert Bücher ein in seiner Bude, das Buch von der Sehnsucht finde ich niemals dabei. Aber du, du mußt eines schreiben, selbst schreiben!“

Ich nickte fortwährend jaja und wußte kaum, was sie redete, und als wir heimkamen, reckte ich mich, schlug ein Rad in der Wiese unseres Gartens und hatte alles vergessen.

Aber meine Sucht nach dem Besondern stammt davon her; sie baute sich ein Nest in meinem Innern, sodaß ich wie ein Wunderjäger auf eine Verheißung warten mußte. Ja, ich gelangte zuletzt mit geblähten Nüstern in diese Stadt, und ich war ein richtiger Bruder Glauballes geworden von dreiundzwanzig Jahren, da einer noch glüht inwendig und mit dem Leben geuden kann, obschon mir nichts anderes als das gewöhnliche Straßenpflaster zur Arbeitsstelle gedient hat, seit ich das Zeitungsblatt nach dem reichen Häuserviertel austrage. Als ich aber zum allerersten Mal die Zeitungen in die geschnitzten Briefkästen der feinen Leute gestopft habe, da prahlte ich vor mir selbst, ich sei nun ein wahrhaftiger Wundermann, der tausend Geschichten in der Faust halte und dreitausend gescheite Gedanken aus der halben lebenden Menschenwelt und von dort her, wo kaum noch ihrer zwei Leute wohnen mochten. Darum habe ich das Blatt in einem großartigen Halbmond in meiner Rechten — wenn sie auch verstümmelt war — durch die Luft geschwungen, ehe ich es einwarf. Ich rollte mit der Gebärde eines arabischen Märchenerzählers jedem Leser die ganze bunte Erdkugel ins Haus. Und die Straße brannte und rauschte und säuselte um mich herum. Ich brauchte nur die Augen aufgerissen zu halten, so sammelte ich genug Zeug und Zeitvertreib ringsum. Und ich war gewiß so fröhlich dabei wie ein sorgloser Wanderbursch auf der mor-

genschönsten Sommerstraße. Mich dünkte, die Welt stehe mir sperrangeloffen, noch schier eine Ewigkeit lang!

Einmal aber im frühen Herbste stapfte ich versunken dahin, und ich spürte das warme Zucken nach einem Erlebnis von oben bis unten durch meine Glieder hämmern. Denn es war aus mit dem abgedorrten Sommer; sein Nachfolger war schon durch alle Tore eingezogen, und ich meinte doch bei jedem Uebergang der Jahreszeiten, jetzt gehe für mich die mächtige Pforte der Hoffnung auf. Ich Narr! Ich lief beinahe zitternd durch den sonnigen Mittag. Am Mittag enthielt das Zeitungsfeuilleton den Roman, den ich mit verschlingenden Augen miterlebte alle Tage. Es war nun soweit durch Rosen und Dornen hindurch, daß eben eine junge Prinzessin um eines armen Teufels willen einen Fürsten verließ.

Da hätte ich auf einmal gerne gehabt, mein erhofftes Erlebnis würde sich mit einer Prinzessin befassen wollen. Eine Prinzessin! Ich spiegelte mir eigentlich eines der vornehmen Mädchenwesen vor, die schlank und stattlich auf der Straße dahingingen ohne umzusehen oder sich rosig und blaß aus einem Wagenschlag bogen, um einer frierenden Frau einen Herbststrauß abzukaufen. Mit einem verschwindend sachten Lächeln!

Denn meine Seele sträubte sich gegen die Weiber, die ich aus meinem Umkreise kannte, und gegen die rotwangigen Dienstmädchen, die mir die Zeitung abnahmen mit vertraulichen feuchten Fingern. Sie schienen wohl spiegelsauber von Angesicht, aber wenn eine die dicken rauhen Hände an das Kinn legte, dann sah es beim Henker aus, als griffe eine grobe Bärentatze nach dem Kopf einer roten Dahlienblume.

Diejenige aber, die ich an jenem funkelnden Mittag vor Augen trug, mochte getrost in einem der Herrenhäuser wohnen und mich an einem frostigen Herbsttag in ihr Prachtshaus und in ihr kostbares, geheiztes Wohnzimmer einladen und sich anmutig meine Lebensgeschichte erzählen lassen. Ich hatte, ohne Geflunker, Aehnliches oft in der Zeitung gelesen!

Oder sie konnte einen blitzenden, grauäugigen Blick auf mich werfen auf der Straße, mich plötzlich anreden und mir zuletzt mit einem stolzen Lachen, das kühl und klar war wie ein Wintertag, eine Blume schenken, wofür ich ihr die Zeitung aus dem Bündel aushändigen mußte.

Ich kannte allein sieben wunderselige Blumengärten, wo ich auf meinem Botenwege im Sommer dem Rascheln der Frauenkleider zugehört hatte, während die Sonnenflecken auf den halbverborgenen weißen Gewändern hinter den Rosenbüschen vorüberstreiften. Seither lauschte ich in meinem Innern auf die Frage, ob da nicht ein Becher bis zum Rande gefüllt sei mit Glückstropfen, wovon einer, bloß einer für meinen brennenden Herzensdurst niederrollen konnte...

Ungeduldig stand ich mit meinem Verlangen im gelben Herbsttage da. Für jeden genügsamen Toren regnete es lauteres Gold von den Bäumen; kopfüber fielen durchsichtige Herzen ab von den mütterlichen Linden. Sie wirbelten wie die pure leichtfertigste Untreue durch die Luft. Nur die Kastanienblätter erregten mein Mitleid, als sie sich ernst auf die Erde niederlegten wie abgebrauchte Hände in einen ausruhenden Schoß. Ich staffelte um eine Miethausecke. Es war die letzte in der Straße, ehe das vornehme Viertel begann und seinen Steinkranz hart für sich allein schloß. Zu unterst im Eckhause duckte sich ein Schuster auf seinen Schemel. Sein Hammer aber nahm einen drohenden Schwung in seiner geschwärzten Hand, und vor der offenen Haustüre kauerte sein bleicher Bub in einem hohen Kinderstuhl. Die Mittagssonne sollte ihn wärmen anstatt des Mutterarmes. Der Vater aber konnte über ein paar sterbende Geranienstöcke hinaus den Kleinen im Gehege seiner finstern Augen behalten. Ich mußte Tag um Tag veratmen, bevor ich von dem armseligen Bilde weg in den duftenden Ring der Herrschaftsgärten schritt. Ich hielt dann still und schnakte mit dem kleinen dummen Zappelfrosch. Ich schwenkte also um die Ecke. Aber ich sperrte nicht schlecht die Augen auf; denn es weilte schon jemand da, und der Windhaspel von einem Schustersbub jauchzte mit dem roten Schreimund, weil ihn eine Hand sanft am Flaum seines Kugelkopfes zauste. Ich stockte und staunte. Ich fühlte

es bis in die Augenwinkel hinaus: Das ist am Ende dein Erlebnis! Ich sah nämlich gerade in ein Frauenantlitz hinein wie in eine Lilie. Es besaß herbstbraune Augen und einen schwarzen Haarschleier, der in zwei Bändern links und rechts von der Stirne sich aufrollte. Die weiße Hand aber hielt der magern Stumpfnase im Stühlchen tändelnd mit Hopla und Lalala ihre bunte Perlentasche hin. Wie junge Geißen juckten alle vier Glieder des Kleinen darnach, und von den Bubenlippen schäumte ein Silberlallen. Ich blieb einfach stehen, ganz nahe dabei, und schaute zu. Die Dame aber raffte ihr blaues Kleid; sie trällerte nochmals mit allen fünf Fingern vor dem krähenden Bleichschnabel herum, als spiele sie Klavier in der Luft, und drehte sich dann zum Weitergehen.

Vorher hatte sie noch einen vollen kurzen Blick aus den goldbraunen Sternen nach mir geworfen und mich von oben bis unten umfaßt mit einem sprühenden Feuerstrahl, daß mir die Lippen bebten. Ich muß dagestanden haben wie vom Blitz gestreift und meine Augen auf sie genagelt so regunglos, als wäre ich aus einem einzigen Holzpflock geschnitzt. Ich habe nur ihr Gesicht angestarrt. So gut gefiel sie mir.

Nun schritt sie vor mir her. Ich beneidete schier ein Lindenblatt, das wie der vorwitzige Schnabel eines Pagenschuhes dicht an ihrem Rocksaume mitfegte. Links und rechts versteckten sich weiße Steinhäuser mit roten und taubenblauen Dächern und mit schweigenden Fenstern in den alten Gärten.

Ich zog dem huschenden Blatte nach. Da gewahrte ich plötzlich, daß langsam ein rotes Glitzerding über das wallende Tuch ihres Kleides rieselte und auf der braunen Erde wie ein erkalteter Blutstropfen liegen blieb. Ich bekam Herzklopfen, ging aber keine Spur schneller, sondern trat gelassen bis zu dem roten Fleck am Boden hin; dann hob ich den Stein auf und ließ ihn in der Sonne spielen. Ich wußte genau, daß es kein echter war. Mein Vater hat in seiner Buchbinderbude zuweilen Pappschatullen geleimt und sie mit roten Steinen verschönt, wenn ein Paar junge Eheleute sich einen Prunkkasten in die Stube stellen wollte, um Liebespapiere aufzuheben. Und in der Deckelmitte klebte die Aufschrift: „Andenken an unsere Verlobung". Mein aufgefundener Stein aber steckte wie eine süße rote Beere in einem winzigen Metallkelch, der das Griffteil einer Hutnadel war. Ich wog den roten Glasfluß in meiner gesunden Hand und ließ meinen Blick der entgleitenden Dame im blauen Kleid nachschweifen. Und ich sah meine Mutter in weiter, weiter Ferne ...

Im Herbst hingen gelbe und rote Weinblätter über mein Vaterhaus herab. Es gehörte in ein Fremdenstädtchen am See. Drei volle Schritte trat es weiter in die Gasse hinaus als die Nachbarhäuser, wie ein vorlautes Mädchen aus der Tanzreihe. Seine Fenster klirrten wie ein aushauchendes Glockenspiel, wenn ein Wagen vorüberfuhr. Die Seitengläser des Vorsprungs aber glichen den Guckaugen an einem Vogelkopf. Als wundernasiger Bub trampelte ich zwischen den Fenstern hinter dem Vater in der grünen Schürze her. Wir spazierten der Länge der Werkstatt nach an farbigen Papierstücken und aufgetürmten Büchern und eingeschnürten Blättern vorbei. Wir schauten hüben und drüben nach den nächsten grünen Hausgärten hinaus. Und der Vater scherzte: „Man hat doch seine Verpflichtungen gegenüber den Nachbarn," wenn wir den Leuten hinter die Stubenvorhänge spähten und den Geschmack atmen wollten aus allen Schüsseln und die Paradiesdüfte von allen Blumenbeeten. Die Nachbarn grüßten ohne Grollen zurück. Aber sie haben nachher dem Vater das Dasein versalzen, sodaß er schließlich sein gehetztes Leben im stärksten süßen Weine verlottern mußte ... Allein die Mutter, die aus einer vornehmen Familie kam, konnte das Hinüber- und Herübergucken nicht leiden. O, sie war klug damals, und so jung und schlank war sie wie ...

Da mußte ich weiß Gott anfangen zu hasten. Meine Dame bog oben am Straßenkopf in ein gezacktes offenes Eisentor ein. Sie wollte mir in der breiten Eingangsallee entschwinden wie ein Stern in der Wolke. Aber ihre Fußspuren blieben leicht in den Laubboden eingedrückt.

Vor dem Hausportal läutete sie heftig

an einer Glocke. Darnach schlug ein Hund an. Ich hielt dicht neben ihr still. Einen Hut konnte ich nicht lüften, da ich aus barer Freude an der Herbstsonne keinen auf dem Kopfe trug. So neigte ich mich vor ihr, so gut es gehen wollte. Sie tat reizend erstaunt, als ich ihr mit meinem geflüsterten „Erlauben Sie!" den Stein übergab. Die verstümmelte Rechte verbarg ich sorglich in der Tasche, und das Zeitungsbündel drückte ich steif unter den Arm. Die Dame lächelte ein wenig, viel, viel zu wenig, wie mich dünkte. Und eine tiefe, müde Stimme sagte mir ins Gesicht hinein:

„Es gehört nicht mir, danke!"

Aber zu gleicher Zeit fuhr ihre Hand nach dem Hutrande, worauf drei weiße Rosen zitterten, und griff nach der Nadel. Die schöne Dame wurde ernst und kühl, bekam einen Schimmer Röte ins Gesicht und sagte beinahe herrisch:

„Doch, zeigen Sie! Geben Sie!"

Sie empfing den roten Glastropfen, der wie eine Rosenknospe aufleuchtete in ihrer weißen Hand, und fügte rasch hinzu:

„Danke schön!"

Die Türe drehte sich rauschend auf; ein kohlschwarzer Hund schnellte an ihr empor wie ein Teufel. Ich hätte gerne das wilde Tier verscheuchen mögen. Aber sie hielt ihm die Vorderpfoten und strich ihm furchtlos über die aufgeregte Schnauze. Ich blieb angewurzelt. Die blaue Erscheinung erlosch hinter den bunten Torscheiben; denn die Haustüre klappte zu.

Ich stieß draußen mein Zeitungsblatt in das offene Prunkmaul des Briefkastens und konnte gehen. Durch das vergoldete Gitter eines untern Fensters vernahm ich ein plötzliches Lachen, während das Frauenhäubchen einer Dienerin verschwand. Ein wohlriechender Dampf quoll aus der Fensterspalte und spülte um einen toten Hasen, der an einer eisernen Blumenranke baumelte. Die gelben Blätter pendelten langsam von den mürrischen Bäumen nieder. Ich fühlte es schwer werden über meinen Augen; ich erinnerte mich daran, wie meine Mutter seltsam traurig gewesen war, ehe sie eines Abends den Vater und mich verlassen hatte und sich mit ihrem sehnsüchtigen Herzen in das blaue Wasser unseres Sees sinken ließ, weil sie das spöttische Gaffen der Leute nicht vertrug ...

In meiner Brust bockte ein Neidhammel: Wenn das alles nicht geschehen wäre, dann würde ich jetzt, wer weiß, selbst in der Zeitung heiße und weiche und sehnsüchtige Geschichten erzählen, anstatt nur gut genug sein, das gedruckte Blatt auszutragen. Dann wäre es sicher dazu gekommen, daß ich das Buch für meine Mutter geschrieben hätte.

Aber ich nahm mich zusammen. Ich mußte die Zeitung dreimal in dieses Haus bringen jeden Tag. Da hinein gehörte die schöne fremde Dame. Ich konnte sie wiedersehen, am Abend nochmals, am folgenden Tag vielleicht. Und ich Narr wollte bei Gott nichts anderes als sie anschauen!

Die letzte Zeitung aus dem Stoß durfte ich behalten. Ich durchstöberte den Romanschnitzel des Tages nur obenhin und stürmte heim zu. Wie ich aber in meine Gasse eintauchte mit meinen singenden Träumen, gewahrte ich, daß sie übel aussah, und als ich auf mein Haus lossteuerte, mußte ich höhnisch sagen zu mir: „Es ist beim Eid wie ein alter krummer Jude so hager und schäbig, und doch steckt es in einer Haut von dickem altem Stein seit dreihundert Jahren wie ein Geldsack!" Und inwendig wohnte die bare Armut. Es stand in eine elend enge Gasse gequetscht. Aber es war, glaube ich, die älteste in der Stadt. Sie wurde für manche Leute eine Berühmtheit, die es aufzusuchen galt, andere dagegen behandelten sie einem gemiedenen Greuel gleich. Sie hatte einst zum Judenviertel gehört, und man ahnte mit Schaudern, wieviel Geiz und Schmutz, Schmach und Stolz sie schon geschluckt und wieviel Leben sie schon erwürgt hatte. Ich mußte aber kichern im Gedanken daran, daß ich nicht dort eingezogen war, ohne neugierig zu hoffen, ich finde einen Schatz, den ein verschupfter Jude vergraben hätte. Aber bewahre, da war schon aufgeräumt und ausgekehrt! Nicht einen einzigen Schilling, der einem Geldwechsler vor dreihundert Jahren aus der gekrümmten Hand geglitten, habe ich erspähen mögen zwischen den gehöhlten Dielen. Jetzt sind die Edelsteine in diesem Hause von anderer

Wachtposten auf der Luziensteig.

Nach photographischer Aufnahme von Edmund Labhart, Rorschach.

Art: das Haus umfaßt seine zwölf Gelasse, und die haben die Leute mit vierunddreißig Kindern angefüllt, und es heißt zum Bockskopf; man kann den störrischen Namen über der Haustüre lesen. Ich muß bis in den vierten Stock hinauf, wo meine Dachkammer klebt, an allem bittern Elend der Welt vorübersteigen, daß mich die Augen schmerzen. Bloß die Singstimme einer jungen kranken Frau klingt manchmal durchs Haus wie ein Ostertagjubel. Aber sie singt blutwenig, weil sie ihr Lied nur in den paar Stunden finden kann, da ihr Geist nicht verwirrt bleibt.

In diesem Hause wohne ich!

Die Kinder liefen mir aus allen Türen nach die Treppe hinauf wie dem Rattenfänger von Hameln. Sie richteten ihre Bettelaugen auf mich; ich sollte ihnen wieder das Spiel vom Hampelmann vorführen. Sie ließen nicht nach, und ich konnte mich auch nicht wehren. So zog ich denn den Kasten mit den Kartoffelpuppen hervor, und die Plaggeister hockten schon am Boden herum. Am obersten Treppengeländer straffte ich das Betttuch aus, und über seiner Kante tanzten meine Figuren auf. Und die nassen roten Gesichtchen schauten darauf und piepsten und lachten, und die Aeltesten mahnten die Kleinsten zum Stillesitzen und verloren den Knäuel vom Strickzeug. Dann gab es ein Durcheinander, und ich hatte derweilen mein Stück bereit.

Da spielte ich die Geschichte von dem roten Edelstein. Der rote Stein aber war eine verschrumpfte Kastanie. Und die Kinder mußten fürchterlich lachen und husten und „Bravo, bravo!" schreien, als die Kartoffelprinzessin im blauen Seidenrocke dem Kasperl den Rücken drehte, sodaß er vor Schrecken auf die lange Knorrennase plumpste.

Nur eines brach in Schluchzen aus.

Der bunte Kerl aus zwanzig Lappen schnellte indes wieder in die Höhe und plapperte frech: „Sieht Sie, Jungfer Gräfin, der Edelstein hat doch Ihr gehört; von der Krone weg ist er dem Kaspar vor die Füße gesprungen, und wenn ich armer Kasperl ihn nicht gefunden hätte ..."

So weit geriet ich mit dem Spiel, als eine zornige Mietfrau aus dem Hause erschien und eines der Zuschauermädchen am Zopfe zerrte. Sie kreischte dazu:

„In die Schule mit dir, sofort! Himmelhöchste Zeit ist's! Um solch einer Lumpensache willen die Schule vergessen!"

Da zogen auch die andern Kinder zeternd ab, und ihre Lachaugen verdunkelten sich auf der düstern Treppe. Und ich packte den geschmähten Kram zusammen. Aber die Unruhe rann mir bis in die Fußspitzen hinaus. Ich rannte an den zögernden Knirpsen vorbei, die vier Stockwerke hinunter und wischte zum Bockskopf hinaus, ohne nur einen Schluck Luft zu schnappen dazwischen. Ich durchlief die Straßen wie ein Gassenjunge; ich pfiff und schlenkerte die Beine. Die Leute auf der Gasse froren schon ein wenig trotz der Schmeichelsonne. Ich sah sie alle für kalt und gleichgültig an, weil ich selbst von meinem Erlebnis durchfiebert war. Ich genoß es vergnüglich, ihren Gleichmut und ihre Gelassenheit verächtlich zu schelten. Mein eigenes Herz aber fing an zu flunkern: Jetzt war es eine fürstliche Dame gewesen, die sonst nur in Kutschen fuhr, und sie hatte schon beim Schusterjungen mit mir geredet. Und erst vor der Haustüre! Da hatte sie mir die Hand gereicht, weil ich sie so artig begleitet hätte, gleich einem Cavalier, da sich ihre Diener verspätet...

Mein Blut beschleunigte seinen Kreislauf durch die Glieder, ich fühlte mich verändert und kinderfroh; ich schlürfte meine Träume und schob den Kopf in den Nacken zurück wie ein Herrscher. Ich stellte mich beizeiten vor dem Zeitungsgebäude ein.

„Du siehst munter aus," sagte einer von meinen Genossen. Sie rauchten und warteten auf die Ausgabe des Blattes.

„Bist beim Schatz gewesen?"

„Jawohl," warf ich in das Gelächter des müßigen Haufens hinein, und sie ließen mich in Ruhe. Ich trug die Abendzeitung aus. Die Sonne ging verstohlen neben mir her. Ein Wolkenstreifen zog sich langgedehnt über den Himmel. Mitten hinter dem Bande hielt sich die Goldscheibe, wie ein Kleinod unter dem Halstuch einer Schönen. Nach oben und unten strahlte es aus. Es gab gelbe Lichtränder. Ich sehe es heute noch; wenn es sein müßte, könnte ich es auf der nächstbesten

Wand mit dem Malpinsel beteuern! Die Wolken blieben ohne Leben. Aber die Sonne sank unter dem Mantel hervor; es tropfte von Licht in die obersten Spitzen der Tannenbäume auf dem Stadtberge. Ich staunte in das Glühen und jubelte in das Licht, weil das Erlebnis durch meine Sinne läutete. Las ich nicht genug Geschichten, worin feine kluge Frauen unbedenklich einen rechten Mann heirateten, der von unten herauf gestiegen und in seiner Jugend vielleicht Steinklopfersbub oder Hüterjunge gewesen war; und es wirbelten oftmals böse Kämpfe deswegen durch die Blattseiten. Alle Wünsche und alle Erfüllung wollten über mir zusammenschlagen wie Himmelsposaunen! Aber ach, ich hatte schon genug Aermelstoff am Zeitungsbündel glänzend gerieben, und ich wußte genau, wie die Zeitungsromane und die Wahrheit zueinander standen, und ich wußte alle Tage, wie es in der wirklichen Welt mit den vielen, eisenharten Tatsachen zuging!

Der Berg war schwarz geworden wie eine Mauer. Der See war Silber; die lichtüberhauchten Bäume in den Gärten blendeten, und die Möven saßen aufgereiht auf dem Rande eines grünen Kahnes. Die schöne Dame sah ich nicht an diesem Abend. Aber auf dem Heimweg machte ich ein Gedicht, mein allererstes Gedicht. Ich grübelte lange am Anfang herum, bis er endlich hieß:

„Ueber ein blaues Kleid rollte ein Edelstein.
Am Boden lag er, ein Tropfen leuchtendes Blut!
Das heiße, arme, pochende Blut ist mein,
Und hart und kalt sprang der stolze Stein dir
vom Hut!“

Und dann lachte ich wie ein Besessener, weil es gar kein Gedicht war. Und zu Hause schämte ich mich wegen dem Gedicht. Durch sieben Eichenböden hindurch würde ich mich schämen, hier aufzuschreiben, was ich gedichtet und gefaselt habe damals und was ich aufgezeichnet mit meiner zweifingrigen Rechten Tag und Nacht hindurch. Ich konnte kaum einschlummern. Am andern Morgen sah ich meine Dame nicht wieder, auch der Schustersbub spielte nicht mehr vor der Türe. Manchen Tag erspähte ich nichts von ihr. Am Abend konnte ich allemal ein Licht auslöschen, aber am Tag darauf habe ich es immer wieder angezündet! Ein einziges Mal trat sie mir entgegen, erblickte mich, verzog den Blick hinter die Wimpern und schritt weiter. Ich hatte höflich gegrüßt; deswegen hatte ich nämlich seit der ersten Begegnung einen Hut aufgesetzt alle Tage. Da hatte sie die Lippen auseinandergeschoben und ein dankendes Grüßgott zwischen den Zähnen hervorperlen lassen. Unter dem Munde lag ein blauer Schattenstrich, und das runde Kinn schaute seidenweiß hervor wie ein Schneeglöcklein. Ich vergaß es nimmer. Aber sie hatte kein Lächeln für mich gehabt. Ich blickte ihr nach, bis ich die Perlentasche nicht mehr an ihrer Seite schaukeln sah.

Der November erschien. Die Pappel, die ich von meinem Dachfenster aus grüßen konnte, war rattenkahl. Die Amsel weckte mich nicht mehr. Am frühen Abend bedauerte ich sie, wenn sie von einem leeren Ast zum andern flog. In den Straßen konnte man durch den Nebel des Tages nur noch die Umrisse der eilenden Menschen erfassen, und es entging mir nicht, daß sie anders aussahen, die Leute in ihren Schattenbildern. Feiner und weicher wurden ihre Gestalten, und ich sperberte umsonst nach dem silberdunkeln Schattenriß meiner schönen Dame. Die Schatten krochen aber im Haus an der Judengasse herum. Ich mußte in jener Zeit viel Jammer miterleben im Hause zum Bockskopf. Durch alle vier Stockwerke dröhnte es vom Besserhabenwollen und vom Hungern und Murren der Armen, und die Ausläufer des Arbeiterstreikes zückten in alle Winkel hinein. Die Kinder flüchteten zu mir herauf und schauten durch mein Dachfenster nach den Sternen, während der Schlosser im Erdgeschoß den ganzen Abend in seiner Stube gröhlte: „Das Volk hier, das ist eine offene Elendgrube, darin erstickt man. Auslüften sollte man die wurmstichigen Kästen ebenso wie die faulenden Paläste der Reichen. Nur eine Sündflut von uns aus räumte einmal auf. Dann wäre die Erde frisch gepflügt und betaut, und unsereiner könnte mit Säen beginnen. Ein Erdbeben oder sonst ein tötendes Unglück für die Reichen, die Schwachen, die Mucker und buckelnden Feiglinge muß man wollen heutzutage ...“ Seine Frau aber hörte ich

durch die Türe weinen und den Gatten schluchzend ermahnen: „Versündige dich nicht!“ Und einmal tat ich die Stubentüre auf und wollte dem blind Tobenden einen Deut Besonnenheit hineinwerfen, indem ich laut sagte, daß er selbst unter dieses Kreuz kommen würde, so gut wie die andern. Da höhnte er noch ärger: „Nein, natürlich für sich selber wünscht man es nicht, wenn man ein Helfer und Starker in der Not sein will und muß. So machen es die gescheiten Großen, sie predigen wie Schlangen so lang und schillernd und tun nichts. Sie ziehen das Geld und den Ruhm als Volksbeglücker ein und lassen gerne die andern zugrunde gehen und sterben.“ Und er forderte mit einem steinschweren Faustschlag auf den Tisch: „Ich will auch einmal ein Großer sein!“

Und das Gift tropfte durchs Haus; aber die andern Hausleute lobten den Helden in ihm, der schon zweimal im Gefängnis gelitten für die Sache, und ich durfte mit keiner Wimper zucken. Ich sah links und rechts die verbissene Armut. Mir aber mangelte nichts. Ich hätte der Prinz sein können unter den Bettlern. Allein meine närrische Sehnsucht zog mich von ihnen weg. Ich dachte an die schöne, fremde Dame im Herrenhaus und vergaß meine Brüder. Auch auf die Kameraden von der Zeitung hörte ich erst, als eines Tages eine blutrote Stimme sich unter uns mischte und vorschlug: „Bringt den Geld- und Weltfressern am Morgen keine Zeitung mehr, so fällt ihnen die Butter vom Brot, sie verlieren den Kopf, und ein anderer schnappt ihnen den Handelsgewinn weg. Man muß den Geldsack treffen, nur den!“

Und die Genossen standen erhitzt um den Hetzer vor dem Zeitungsgebäude, und ich wollte den Haß in ihren Augen dämpfen und widersprach ruhig: „Schneidet ihr den Mächtigen einen Weg ab, so bleiben ihnen neunundneunzig andere!“

Aber sie herrschten mich sogleich an: „Solch ein Herrenaff!“ und ich mußte froh sein, wenn ich mit den Püffen von links und rechts schneller als sonst im Freien strandete.

Groll und Unglück züngelten überall empor, und ich sann, wenn die armen Leute mehr lesen wollten, tiefe, gute Geschichten in den Büchern. Beim Lesen verschmerzt man viel Unabänderliches, und es wirkt nicht so gefährlich wie das Schwatzen und Trinken. Aber sie hätten mich gewiß ausgelacht. Es ist bös, einem verbitterten Menschen zu raten!

Ich selbst eilte manche Freistunde nach der öffentlichen Volksbibliothek. Den Lesesaal hatte man in einem einstigen Zunfthause eingerichtet; braune Riegelbalken hielten den breiten Bau zusammen, der oberste Boden neigte sich über die untern zwei hinaus und hatte lateinische Weisheitssprüche zwischen den Kreuzstöcken. Das ganze Haus aber nahm sich am Flußufer aus wie ein altes feuchtes Möbelstück. Am Tage wurde die Schneckentreppe durch Butzenscheiben halb erhellt. Wenn ich am Abend eintraf, blinzelte eine müde Lampe vom Stiegenabsatz. Ich holte mir mein Vergnügen schon an diesem altmodigen Lichte. Im Vorzimmer roch es stark nach gebeiztem Getäfer, nach Hüten und Mänteln, und über dem Kleidergestell verstaubte ein Kupferstich. Ich erkannte allmählich eine Ansicht des Hauses aus der Zeit, da es noch das Flußwasser um seine Füße spielen lassen mußte. Ich steckte den Kopf in den Lesesaal. Ueber die Tische beugten sich lesende Männer, Arbeiter und Jünglinge, die lernten, Mädchen und Frauen, die blätterten. Sie hatten beide harte Schaffhände neben das Buch auf die Tischplatte gelegt zum Ausruhen. Ich entdeckte aber Junge, die mit roten Köpfen atmeten und durch ihre Haarfülle stocherten, ohne es zu wissen. Ueberall fächelten Zeitungen, Zeitschriften und bunte Hefte den Wänden nach als tote Fetzen. Niemand wußte, ob sie nicht im nächsten Augenblick einen Menschen in Wallung bringen und einen bleischweren Seufzer wecken oder ein freies Lächeln lösen konnten. Aber es gab keine lärmende Menschenstadt mehr hier innen. Doch plötzlich konnte ein Autohorn brüllen, eine Straßenbahn läuten draußen, ein Peitschenknallen durch die Gasse sausen, und man hob verwundert die Stirne, schaute erdvergessen ringsum und gewahrte vertiefte Menschen mit Arbeitshänden und staubigen Röcken. Dann flog ich mit dem Auge in dem niedrigen Raum umher und stieß an ein geschnitztes Wand-

getäfer, und mein Blick blieb zuletzt gefangen an der Decke, die weißgeschnittene Blumengewinde festhielt aus alter Zeit. Der Verwalter huschte hinter seinem Schreibpult hervor bis in das nächste Zimmer hinüber, wo ein Oelgemälde von der Wand schimmerte. Er schloß aber die braune Türe rasch wieder, als könnte sich von dort her nochmals ein Stück verschollener Welt in die neue hineinzwängen. In der Stille aber konnte ich lange an meine schöne ferne Dame denken... Ich machte mich am liebsten an die Bücher, nach denen selten eine Hand langte. Ueber dem Schaft hieß es: „Romantiker". Dort stach mir ein grünes Buch in die hungrigen Augen. Seine schwarze Buchnummer lag wie eine verdorrte Spinne auf der feinen grünen Leinwand. Ich zog das Buch heraus. Ich suchte einen Platz beim Licht. Ich las darin und war Feuer und Rausch. Da floß und quoll alles, was ich immer geahnt und nie erfahren hatte, was ich ohne Worte täglich ersehnte und herumwälzte in meinem Innern. Ich spannte Flügel aus, ich flog mit jedem Worte, ich schwebte durch alle Wunder. Ich mußte schwer atmen. Auf jeder Buchseite war ein einzelnes Gedicht; jede Buchseite bildete eine Wonne für mich. Und dann blätterte ich gierig und entzückt weiter in dem Schatze, der aber sündenschlecht eingebunden war, sogar mit einem unbeschnittenen Rande! Das hätte ich anders gebunden, beim Donner ja, wenn ich keine verstümmelte Rechte mit mir schleppte! Zuletzt las ich eine Lebensgeschichte von einem jungen Müllersohn. Ich trank und leerte sie Schluck um Schluck und fühlte den Brand in meinen Wangen. Es konnte mir jede Stunde ebenso gehen wie dem wandernden Müller! Ich war als Buchbindersohn eines Tages auf die Straße geschickt worden wie er. Aber daß jener im Buche ein Taugenichts hieß, dafür bedankte ich mich.

Ich schlug den grünen Band zu und wieder von vorne auf und fand, daß derjenige, der ihn geschrieben hatte, im Jahre 1788 geboren worden und daß er ein Freiherr gewesen war. In seiner Geschichte aber schrieb ein Narr wie ich von seinen süßen klingenden Liebesnöten. Er war meinesgleichen, kam vom Handwerk weg und betete eine schöne Frau an. Das tat ich auch, so heiß und heimlich ich es konnte.

Ich erhob mich selig verwirrt und taumelte einen Augenblick, als ich das grüne Bandzeichen in mein Buch hineinlegen mußte, weil der Verwalter ein Dutzend Schlüssel abzog und sich laut vernehmen ließ: „Es ist Schluß für heute!" Aber ich hatte alle Herzkammern voll Glück. Beim Hinuntersteigen störte mich das Geschwätz der Heimgehenden auf der Treppe. Unten vermochte ich die schwere Haustüre kaum zu drehen. Ein junger Mann half mir. Er berührte dabei meine verstümmelte Rechte. Während ich aber seinen Mitleidsblick fühlte, öffnete ich den übervollen Mund und posaunte in die Gasse hinaus, wie wundervoll ein einziges Buch sein könne. Ich bewunderte das schwarze Straßenpflaster, das einen Silberschimmer trug von mancherlei Lichtern. Es war mir, als sähe ich lauter Glücksblumen blühen dort. Ich rühmte die Bücher und die Bücherschreiber über alle Himmel hinaus. Mein Nachbar lauschte wohl zu; ich wußte es nicht. Wir gingen aber zusammen davon unter den Bogengängen der alten Häuser am Flusse. Als ich endlich aufsah, zog der junge Mann ein Papier aus der Brusttasche. Er war ein Künstler, er gehörte zu meinesgleichen, und er hatte viele der stillen Leser im Volkssaale skizziert. Ich mußte ein lautes Lachen herausschmettern, als ich bemerkte, daß man meinen blonden Kopf so wohl erkannte unter dem stechenden Lampenlicht; er hatte einfach das weiße Papier ausgespart dafür auf der Zeichnung. Er kehre nicht in der Bibliothek ein, um zu lesen, sagte er. Er zeichne Menschentypen, da er die Modelle umsonst habe im Lesesaal. Das gefiel mir. Er hieß Hans Meister. Er habe auch schon lesende Frauen gezeichnet. „O," erzählte er, „es kommen oft hübsche hin; sie sind noch heißer hinter dem Lesen her als die Männer. Sie stecken die Nase in alles, holen ein Buch und ein Blatt nach dem andern und zwischenhinein schielen sie unter den Wimpern hervor und nehmen so gemach und verstohlen die Reihe der Männer im Saale durch."

Ich bekam Heimweh nach einem lesenden Mädchen, das über den Rand eines

offenen Buches hinweg einen Blick mit mir tauschte!

Wir erreichten eine steile Gasse, worin es nach Käse roch und nach gebratenen Kastanien. Die Klingelzüge bogen sich vor Rost und Alter außen an den Häusern. Ich drehte mein Bild voll Stolz in der Hand. Plötzlich schoß ein weintrunkener Mann mit einer Hakennase auf meinen Begleiter los ins Laternenlicht hinein: „Die fünf Franken Mietzins her! Sofort! Oder ich schmeiße Sie aus meinem Haus hinaus, fertig!"

Da grübelte ich rasch aus meiner Rocktasche fünf Franken vom Wochenlohn neben dem Brotrest hervor mit meiner gesunden Linken. Ich drückte sie dem Wütenden mit einem gehörigen Handschlag in die dreckigen Finger. Ich wandte mich zu Hans Meister: „Soeben habe ich mein Bild von Ihnen gekauft; ich nehme es auf der Stelle mit heim."

Er wollte das nicht dulden; er bestimmte, ich solle die Zeichnung in drei Tagen abholen bei ihm, er fertige noch einen Rahmen darum. So mußte er mir keinen demütigen Dank aussprechen, und ich war froh. Ich sagte ihm, ich sei auch so zufrieden, und wir schieden.

Ich konnte mir nun keinen Band des Freiherrn von Eichendorff anschaffen. Als ich aber nach drei Tagen zu Hans Meister auf die Bude rückte, malte er in einem kunterbunten Zimmer, worin eine Wand ein einziges Fenster darstellte, an einem Mädchenkopf. Es war so glitzernd und taghell in der Kammer wie in einem Glashaus. Ein Turm vor einem Schrank brauchte die Hälfte der Stube, ein Tisch, ein Stuhl, eine Lagerstätte drückten sich in die Ecke. Ueber der Sofakiste betrachtete ich zwei hellgemalte alte Leute in ovalen Rahmen, das vornehme Elternpaar von Hans Meister. Da durchschaute ich gleich sein Leben: Das da oben an der Mauer waren die feinen reichen Eltern, die gestorben waren über dem von ihnen selbst verstoßenen Sohn. Und der Sohn lebte weiter ohne sie und ohne Brot und Geld, aber mit einem Wunderglorienschein auf das Künstlerglück. Er erzählte mir nichts davon. Als ich es aber erraten hatte, ging er auf mich zu und gab mir die Hand. Wir drückten uns die Hände; das war alles. Ueberall blühten Blumenbüschel in Gläsern und Schalen, sogar in einem Gewehrlauf im Zimmerwinkel. Vielleicht war kein roter Rappen in der Schublade, aber Blumen standen ringsum. Ich dachte grollend, mögen einst so viele Tränen aus den Elternaugen geflossen sein, wie jetzt Blumensterne in der Kammer des Sohnes dufteten. Wir fanden schnell Anlaß, heiter von den schönsten Dingen zu reden, die es gab in unserer täglichen Welt, vom Betrachten der Menschen auf der Straße. Ha, ha, die Köpfe und Gestalten, die dieser Hans Meister schon gezeichnet hatte! Ich glaubte sein ganzes Bilderbuch zu kennen von meinen Zeitungsgängen her. Und ich machte zu mancher Erscheinung eine Bemerkung, die Hans Meister sogleich auf dem Blattrande aufschrieb.

„Wir könnten zusammen arbeiten," rief er aus. Da öffnete sich die Türe. Ich sah eine junge Frau im Rahmen stehen mit einer Beige Wäsche auf den Armen. „Meine Braut!" sagte Hans Meister. Ich nickte und grüßte und fand die Frau oder das Mädchen hübsch. Sie kam schnell auf Hans Meister zu, rührte seine Schulter an und fragte schelmisch: „Was treibst du?" Dabei schaute sie aber mich an, mitten in die Augen hinein. Ich kehrte mich betroffen weg. Es war schließlich alles einfach und selbstredend, allein ich mußte doch an den Müllersohn denken.

„Das dann nicht," flüsterte sie unterdessen zu Hans Meister und verdeckte einen Stoß Zeichnungen, die ich schon betrachtet hatte und worauf sie selbst in mancherlei Stellungen unter der Flut ihrer aufgelösten Haare mit einem fein silbrigglänzenden Kohlenstrich abgenommen war. Und ich weiß nicht, was in mir vorging, ich fing an zu zittern. Das Mädchen tauchte wieder in der dunkeln Türöffnung unter.

Als wir allein waren, sprach ich zu Hans Meister vom Lebensbuch des Taugenichts; ja, ich hätte beinahe etwas verraten von meinem ersten Gedicht. Aber der Maler zeigte auf einen Haufen Hefte und Papiere: „Alles Schriftstellerei und meistens Dramen!"

Da war ich übertroffen und schwieg. Mein Bild steckte ich zu mir, und ich sagte glücklich zu mir, ich habe nun einen

Freund gefunden, und ich hätte herzensgern meinen Wochenlohn mit ihm geteilt.

Doch zwei Tage später schrieb mir Hans Meister erlöst in die Judengasse, er dürfe für ein ganzes Jahr nach Italien reisen und einen steinreichen schwermütigen Herrn begleiten. Das sei das goldene Göttergeschenk für seine Kunst. Aber ... sein Mädchen, das genau genommen schon seine angetraute Frau sein sollte, müsse dableiben. Ob ich vielleicht hin und wieder nach ihr sehen wollte. Trotzdem wir uns noch nicht lange kennten, bitte er mich um diesen Freundschaftsdienst, der nicht der erste wäre, und ich hätte schon einmal den Beutel gezogen für ihn. Ich dürfe mir von seinen zurückgelassenen Zeichnungen aussuchen, was mir gefalle. „Ich werde ihr aber beistehen von der Reise aus, sobald meine Kunst Gold abwirft," versicherte er. Sein Mädchen zeige rote Augen; denn er könne ihr wenig genug dalassen. Und das Ereignis ...

Da wußte ich, wie es gemeint war. Damals beim Heimgehen hatte ich auf dem roten Haustäfelchen gelesen: „Greta Postmann. Hier wird zum Waschen und Glätten angenommen." Und ich kannte solche Verlassene aus dem Haus in der Judengasse. Ich holte mein braunes Kassenbuch, das dem Buchbinder Peter Notz gehörte und 533 Franken bedeutete. Ich machte einen Gang nach der Kasse und wartete vor dem Geldschalter; hinter der Glasmauer schrieben zwei junge Mädchen in hellen Schürzen unter den Augen eines schwarzhaarigen Beamten. Er zählte mir die zweihundert Franken, die ich gefordert hatte, mit einem Blick hin, der wie ein Vorwurf aufbegehrte: „Solch ein Leichtsinn, das Ersparte nicht im Hafen lassen!" Jeder hingeworfene Franken, sollte an mein Gewissen anprallen. Da konnte ich nicht anders, ich neigte mich nahe zu ihm, daß die gespitzten Ohren der Mädchen es nicht erschnappen konnten, und flüsterte ihm zu: „Für eine Wickelkindausstattung!" Der Beamte aber schlug das Glasfenster zu.

Als ich das Geld abgeschickt, ohne meinen Namen anzugeben, fiel es mir plötzlich von den Augen, ob ich ihr auf dem richtigen Weg geholfen. Ich dachte an ihr Gebaren an jenem Abend und wie ein Verlangen in ihrem Blick gewesen; sie hatte gewiß erwartet von mir, daß ich ihr den Freund ersetzen solle. Aber das war ein Gewähren, das ich lieber auf der Seite liegen ließ. Ich machte es wie der fahrende Müller, ich dachte immer an meine schöne Dame im Herrenhaus. Jeder Schritt war eine Erinnerung an sie, wenn ich mit dem Zeitungsbündel durch die Straßen schlenderte. Für meinesgleichen konnten Glück und Erfüllung nur auf der rauhen brausenden Straße bereit liegen. Und ich liebte damals die Straße. An Hans Meister wollte ich einmal schreiben. Aber es geriet mir ein anderes Ding dazwischen. Mein Schicksal las wieder etwas Neues auf der Gasse auf.

(Schluß folgt).

Meiner Mutter

Du gingst so ruhig durch die harte Welt,
Von Sorge eingewiegt, geweckt vom Kummer;
Von seltner Freude, reichem Schmerz umwellt
Erlangtest du den letzten Erdenschlummer.

Vor mir dein Bild. Ein schlichtes Konterfei,
Doch tief verklärt vom Frieden deiner Züge.
Dein Lächeln bittet, daß vom Allerlei
Des wehen Alltags Gott hinübertrüge

Die welke Seele in sein stillstes Land,
Zu einem Schlaf, den kein Erwachen schreckt —
Ich danke dir für deine stumme Lehre:

Du hast in mir den heißen Wunsch geweckt
Nach jener Güte, die dein Herz sich fand,
Die lächelnd trägt der Erde bunte Schwere.

Adolf Attenhofer, Chur.